Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 22 (1928)
Heft: 8

Artikel: Kamilla und Peter [Fortsetzung]
Autor: Musset, Alfred de
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-926158

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 21.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

zeitung noch einmal nachgelesen werden. Dann kann er auch noch einmal überdacht werden. Das ist von sehr großem Nutzen.

Ohne Zeitung ist keine Gehörlosenfürsorge vollwertig. Sie ist die beste Grundlage für alle Arbeit. Allerdings muß die Gehörlosenzeitung auch verständlich geschrieben werden. Die Gehörlosen sind nicht dümmer als die andern Menschen, aber sie haben nicht so viel Sprache.

(Nach der „Pfälzischen Gehörlosen-Zeitung".)

Zur Unterhaltung

Kamilla und Peter.

Von Alfred de Musset. (Forts.)

Der Onkel Giraud begriff, daß sie ihn bat, irgendetwas niederzuschreiben; aber was? Er wußte es nicht. „Ist es der Name deiner Mutter? Ist es der meine? oder der deine?" Und um sich verständlich zu machen, klopfte er mit der Fingerspitze, so sanft er nur konnte, auf das Herz des jungen Mädchens. Sie nickte sogleich mit dem Kopf, und so schrieb er denn in großen Lettern den Namen „Kamilla", worauf er, befriedigt von sich selber und der Art, wie er den Abend verbracht hatte, sich an den gedeckten Tisch setzte, ohne auf seine Nichte zu warten, die es ihm im Essen doch nicht gleichtun konnte.

Kamilla zog sich nie zurück, ehe ihr Onkel seine Flasche beendet hatte; sie schaute ihm zu, wie er seine Mahlzeit einnahm, wünschte ihm gute Nacht und kehrte in ihr Gemach zurück, ihr kleines Brett unter dem Arm.

Sobald der Riegel vorgeschoben war, machte sie sich ihrerseits an das Schreiben. Von ihrem Kopfputze und ihren Reifen befreit (damals trug man Reifröcke), begann sie, mit unendlicher Sorgfalt und Mühe das Wort, das ihr Onkel entworfen hatte, und einen großen, in der Mitte des Zimmers stehenden Tisch mit weißer Kreide zu beschmieren. Nach mehr als einem Versuche und mehr als einmaligem Streichen gelang es ihr endlich, die Buchstaben, die sie vor Augen hatte, ziemlich gut abzuschreiben. Als es getan war und sie, um sich von der Genauigkeit der Abschrift zu versichern, die Buchstaben, die ihr als Modell gedient, gezählt hatte, ging sie, das Herz vor Behagen höher schlagend, als hätte sie einen Sieg davongetragen, um den Tisch herum. Dieses Wort „Kamilla", das sie eben niedergeschrieben hatte, schien ihr ein bewundernswerter Anblick und mußte ihrer Meinung nach die schönsten Dinge der Welt ausdrücken. Es schien ihr, als sähe sie in diesem einzelnen Worte eine Menge von Gedanken, alle süßer, geheimnisvoller, reizender der eine als der andere. Sie war weit entfernt zu glauben, daß es bloß ihr Name war.

Man befand sich im Juli; die Luft war rein und die Nacht herrlich. Kamilla hatte ihr Fenster geöffnet, hielt dort von Zeit zu Zeit still und betrachtete träumend, das Haar aufgelöst, die Arme gekreuzt, mit glänzenden Augen, das Gesicht noch von jener Blässe verschönt, die die Helligkeit der Nacht den Frauen verleiht, eine der traurigsten Aussichten, die man vor den Augen haben kann: den engen Hof eines Hauses, in dem sich ein Schnellpostunternehmen befand. In diesen kalten, feuchten und ungesunden Hof war noch nie ein Sonnenstrahl gedrungen; die Höhe der Stockwerke, eins über das andere gedrängt, verwehrte dem Licht das Eindringen in diesen kellerartigen Hof. Vier oder fünf große Wagen, unter einen Schuppen zusammengedrängt, zeigten dem, der eintreten wollte, ihre Deichsel. Zwei oder drei andere, wegen Raummangel im Hofe gelassen, schienen die Pferde zu erwarten, deren Gestampfe im Stalle vom Morgen bis zum Abend Hafer zu verlangen schien. Oberhalb eines Tores, das von Mitternacht an für die Hausbewohner streng verschlossen, sich jedoch zu jeder Stunde der Nacht lärmend zu öffnen bereit war, sobald der Peitschenknall eines Kutschers sich vernehmen ließ, erhoben sich riesige Mauern, mit etwa fünfzig Fenstern versehen, in denen nach zehn Uhr niemals ein Licht glänzte, außerordentliche Gelegenheiten ausgenommen.

Kamilla wollte eben das Fenster verlassen, als es ihr plötzlich vorkam, als sähe sie in dem Schatten, den ein schwerer Postwagen warf, eine menschliche Gestalt, in ein glänzendes Gewand gekleidet, langsamen Schrittes auf- und abgehend. Zuerst ergriff sie ein Schauer der Furcht, ohne daß sie den Grund dafür hätte angeben können, denn ihr Onkel war ja da und der machte sich durch seinen geräuschvollen Schlaf bemerkbar; was für ein Grund lag im übrigen dafür vor, daß ein Dieb oder Mörder in solcher Kleidung in diesen Hof kam, um da spazieren zu gehen?

Der Mann war aber doch da und Kamilla sah ihn. Er schritt hinter dem Wagen auf und ab, das Fenster betrachtend, wo sie stand. Nach einigen Augenblicken fühlte Kamilla ihren Mut

wiederkehren; sie nahm ihr Licht und, den Arm aus dem Fenster streckend, erhellte sie plötzlich den Hof, indem sie zu gleicher Zeit halb entsetzt, halb drohend hinunterschaute. Der Schatten des Wagens hatte sich verwischt; der Marquis von Maubray — denn er war es — sah, daß er entdeckt war und beugte statt aller Antwort ein Knie zur Erde, faltete die Hände und betrachtete Kamilla in der Haltung der tiefsten Ehrerbietung.

Beide blieben einige Augenblicke in dieser Stellung, Kamilla am Fenster, mit ausgestrecktem Arm das Licht haltend, der Marquis im Hof auf den Knieen vor ihr. Es waren die ersten Gesten und ersten Blicke einer erwachenden Liebe.

Der Marquis erkletterte das Verdeck eines Wagens, sprang kühnlich von dort auf das Fenster der Kamilla und als er in ihrem Gemach war, begann er vor allem sie auf eine ebenso zeremonielle Weise zu begrüßen, als hätte er sie in einem Königspalast angetroffen. Wenn er hätte sprechen können, hätte er ihr erzählt, wie er der Wachsamkeit eines Erziehers entschlüpft war, um mit Hilfe von Trinkgeldern hieher zu gelangen und die Nacht unter ihrem Fenster zuzubringen; wie er ihr von der Oper aus gefolgt war; wie ein Blick von ihr sein ganzes Leben verändert hatte; wie er endlich nur sie auf der Welt liebe und kein anderes Glück begehre, keinen andern Ehrgeiz habe, als ihr seine Hand und sein Vermögen anzubieten. Das alles stand ihm auf dem Gesicht geschrieben; die Reverenz jedoch, die ihm Kamilla als Antwort auf seine Begrüßung machte, gab ihm zu verstehen, wie sehr unnütz ein derartiger Bericht gewesen wäre.

Nun suchte Herr von Maubray vergebens nach einer Weise, um Kamilla zu fragen, ob sie ihn zum Gatten haben wolle; sie verstand nichts von dem, was er ihr auseinanderzusetzen versuchte. Da sah er auf dem Tisch das Brett, worauf der Name Kamilla geschrieben stand. Er nahm das Stückchen Kreide und schrieb neben diesen Namen den seinen: Peter.

— Was soll das alles heißen? rief eine starke Baßstimme; was sind das für Zusammenkünfte? Wo sind Sie eingedrungen, mein Herr? Was haben Sie in diesem Hause zu tun? —

Es war der Onkel Giraud, der so sprach und im Schlafrock mit wütender Miene eingetreten war.

— Das sind ja hübsche Sachen! — fuhr er fort. — Weiß Gott, es war nicht das Geräusch Ihrer Zunge, das mich aus dem Schlaf geweckt hat! Was ist das für ein Mensch, der nichts Einfacheres findet, als ein Haus zu erklettern? Was ist Ihre Absicht? Einen Wagen zugrunde richten, alles zerbrechen, Schaden anrichten, und nach alledem, was noch? Eine Familie ihrer Ehre berauben! Schmach und Schimpf auf ehrbare Leute werfen!

Aber dieser hört mich ja auch nicht! — rief Onkel Giraud, dann aber verdutzt.

Der Marquis jedoch nahm Bleistift und Papier und schrieb:

„Ich liebe Fräulein Kamilla und will sie heiraten, ich habe zwanzigtausend Livres Rente. Wollen Sie mir die Tochter geben?“

Nach einigen Augenblicken des Nachdenkens erklärte der Onkel ihm schriftlich:

— Aber ich bin ja gar nicht ihr Vater, sondern bloß ihr Onkel. Man muß den Papa um seine Einwilligung bitten. —

IX.

Es war keine leichte Sache, von dem Chevalier seine Zustimmung zu einer solchen Heirat zu erlangen. Nicht als ob er, wie man gesehen hat, nicht bereit gewesen wäre, alles, was möglich war, zu tun, um seine Tochter weniger unglücklich zu sehen; aber es gab unter den obwaltenden Umständen eine beinahe unübersteigliche Schwierigkeit. Es handelte sich darum, ein Weib, mit einem entsetzlichen Gebrechen belastet, mit einem Manne zu vereinigen, der von dem gleichen Unglück betroffen war; und wenn eine derartige Vereinigung Früchte tragen sollte, war es wahrscheinlich, daß sie nur ein Unglückswesen mehr in die Welt setzen würde.

Der Chevalier, immer noch eine Beute des schwärzesten Kummers, fuhr fort, in seiner Einsamkeit auf seinem Landgut dahinzuleben. Frau des Arcis war in dem Park beerdigt worden; einige Trauerweiden umgaben ihr Grab und wiesen von weitem den Vorübergehenden den bescheidenen Platz, wo sie ruhte. Nach diesem Orte richtete der Chevalier jeden Tag seine Spaziergänge. Da brachte er lange Stunden zu, von Traurigkeit verzehrt und sich alten Erinnerungen überlassend, die seinen Schmerz nähren konnten. (Fortsetzung folgt.)